

Zeitschrift: Für die Heimat : Jurablätter von der Aare zum Rhein
Band: 2 (1939-1940)
Heft: 6

Artikel: Gottfried Keller
Autor: Arx, Walter von
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-861140>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gottfried Keller.

Von Walter von Arx.

Die Nachwelt wird in der Bewunderung Gottfried Kellers so wenig zurückgehen, als die modernen Strömungen den Ruhm der Klassiker zu erschüttern vermochten. Eine bescheidene Zahl von Werken hat er der Nachwelt hinterlassen; allein sie sind vom ersten bis zum letzten vollwertig, kein unsicheres Tasten darin, kein Nachlassen der schöpferischen Kraft, nichts, was Entschuldigung verlangte oder durch ein Parteigefühl gestützt werden müsste. Er ist neben Jeremias Gotthelf der heimatlichste unserer Dichter, aber weder der eine noch der andere hat allein für seine Landsleute gewirkt. «Man schreibt in seinem Lande und aus demselben heraus; aber wenn etwas dran sein soll, so muss es immer auch noch für andere Leute geschrieben sein. Ist dieses der Fall und ein Opus lebenskräftig, so kehrt es dann mit guter Beglaubigung an seinen Ursprungsort zurück, und die Zugänglichkeit für das Volk stellt sich mit der Zeit von selbst ein und ist dann nicht so leicht verfrüht, d. h. ein Schuss ins Blaue.» Was der Zürcher vor dem Berner voraus hat, ist die künstlerische Vollendung, an der er unablässig gearbeitet und welcher er innere Qualen, Zweifel und Enttäuschungen genug aufgeopfert hat. Unbeirrt ging er dabei seines Weges fort, ohne sich je durch dröhnende Trompetenstösse auf andere Pfade locken zu lassen, ohne aber auch durch Unverständnis oder Uebelwollen jemals abgeschreckt zu werden. Wenn er sich selbst Stillstand gebot und sich weder durch Not noch Missachtung davon abhalten liess, die Zeit in der Selbstkritik, im Sichten und Suchen vorbeigehen zu lassen, so hat der Erfolg ihm recht gegeben, und die höchste Anerkennung blieb der Charaktergrösse nicht versagt.

Wie Heinrich Pestalozzi und Jeremias Gotthelf erblickt Gottfried Keller seine vornehmste Aufgabe darin, ein Lehrer seines Volkes zu sein, und so ist zunächst das Erzieherische in des Dichters Lebenspoesie kraftvoll ausgeprägt. Mit jedem Werke tritt er uns nahe, aber keineswegs aufdringlich; denn er hat es meisterhaft verstanden, Handlung und belehrende Gedanken «säuberlich zusammenzuschweissen, um das Lehrhafte im Poetischen aufzulösen, wie Zucker oder Salz im Wasser.» Das erste, allgewaltige Mittel, wodurch Gottfried Keller dabei seine Wirkungen erzielt, ist die Wahrheit. Sonnenklar, blendend rein strömt alles in Gedanken und Belehrungen, so dass es jeden, der zum ersten Male mit ihm bekannt wird, nicht nur überrascht, sondern überwältigt. Und wer nach langer Pause von der Unterhaltungsliteratur zu den «Seldwylern» zurückkehrt, dem ist's, als ob er sich aus schwüler Hitze in ein erfrischendes Wellenbad stürze. «Denn sie sagten sich stets rund heraus, was sie dachten, und bewältigten die Dinge mit offener Wahrheit und nicht durch hinterhältiges Verwischen, wie es eine Art unechter Bildung tut», heisst es von den Sieben Aufrechten, und gegen diese unechte Bildung, gegen Schein und Hohlheit jeder Art führt Keller einen erbitterten Kampf. Sein tiefer sittlicher Sinn fühlt es, dass die Heuchelei in ihren verschiedensten Formen die Erbsünde der heutigen Zeit ist, und er zwingt uns, sie da kennen zu lernen und lächerlich wie verabscheuungswürdig da zu finden, wo wir infolge des gesellschaftlichen Schlendrians gar nichts mehr davon ahnen. Es ist kaum eine Seite unseres Daseins, die in seinen Werken nicht auf ihre Echtheit hin geprüft worden wäre, und bis in die kleinsten, dem



Gottfried Keller.

Von Frank Buchser.

Durchschnittsmenschen gar nicht merkbaren Züge weiss er dem Unwesen nachzuspüren und saubern Tisch zu machen. Die Verse des Angelus Silesius, die er im «Grünen Heinrich» zitiert:

Rein wie das feinste Gold, steif
wie ein Felsenstein,
Ganz lauter wie Kristall soll dein
Gemüte sein,

bezeichnen am treffendsten Kellers ganze Dichternatur.

Schon in der Wahl der Stoffe im allgemeinen wie im Durchführen der Handlungen bis ins einzelne tritt die bescheidene Schlichtheit, aber zugleich auch die Grösse des Dichters hervor. Jeremias Gotthelf führt uns zu den Bauern, Stallknechten und Dorfschulmeistern, Gottfried Keller in die einfachsten bürgerlichen Kreise der Klein-

stadt. Er ist der feine Kenner der alltäglichen Gestalten und Lebenserscheinungen, an denen wir achtlos vorbeigehen. Wie er das Gewöhnliche mit dem Zauberscheine der Poesie zu umleuchten und zu erheben versteht, findet er die Keime und letzten Verzweigungen, Wurzelfäserchen und Blüten menschlicher Tüchtigkeit wie Verkehrtheit, wo wir mit blinden Augen und tauben Ohren dasitzen. So ist es nicht ohne Bedeutung, dass die Schwindelbrüder Weidelich im «Martin Salander» ihre Eltern mit dem vornehmer klingenden «Papa und Mama» rufen, während die bürgerliche schlichte Geradheit beim alten, anspruchslosen «Vater und Mutter» verbleibt. Wer hat schon wie unser Dichter den gewöhnlichen Mann im Wirtshause beobachtet und aus der Art und Weise, wie er sitzen bleibt, wie er kommt und geht, wie er trinkt und spricht, die bedeutungsvollen Bezüge auf den Charakter und das ganze geistige und sittliche Wesen hergeleitet? In der Familienstube ist er als derselbe aufmerksame, feinsinnige, aber auch unerbittlich scharfe Beobachter zu Hause. Nichts ist unbedeutend, lehrt uns sein klarer, durchdringender Blick, und wo wir alles als ganz selbstverständlich und unerheblich ansehen, enthüllt er uns lächelnd bei den einfachsten Hantierungen, beim Essen, in der Kleidung, im Mobiliar tiefe Züge von Torheit und Lächerlichkeit, aber auch von Festigkeit, von Treue und gemütsinnigem Wesen. Hören wir nur, was die Mutter des Grünen Heinrich denkt, da sie ihm das erste schwarze Feiertagskleid beim Auszug in die Fremde in den Koffer packt: «Ueberdies glaubte die Mutter, dass ich durch den Besitz eines Sonntagskleides eher im Zusammenhange mit der göttlichen Weltordnung leben würde, wie sie sich auch nicht vorstellen mochte, dass ich in fremden Ländern einstmals Sonn- und Werktags im gleichen Rocke herumlaufen könnte. Sie wiederholte daher während des Packens die schon oft erteil-

ten Mahnungen über das Instandhalten der Kleider, wie mit einer einmaligen Vernachlässigung, einem kurzen Missbrauche, schon der frühe Untergang des Kleides eingeleitet würde, und wie wenig ehrenhaft es sei, einen weggelegten Rock später aus Armut doch wieder anziehen zu müssen, anstatt ihn von Anfang an zu schonen und möglichst lang in einem ordentlichen Mittelstande zu erhalten. Hierdurch verschaffte man dem Schicksal genügenden Spielraum, sich zu wenden, während beim schnellen Ruinieren eines Kleides ja gar nichts Rechtes vorgehen könne, ehe es abgetragen und verlöchert sei.»

Wie ein heller Spiegel liegt die Jugendzeit vor des Dichters Blicken, und die leisteten Regungen der Kindesseele sind mit einer Offenheit blossgelegt, die einen Gedanken von Schein oder von Gemachtem nicht von ferne aufkommen lässt. Es gibt Tiefen des Gemütes, in die hinabzusteigen und deren Gold ans Tageslicht zu bringen wir uns scheuen, und wenn es auch in stillen Augenblicken gelingen mag, die entfernte Stimmung wieder wachzurufen, so sind wir nur zu geneigt, sie durch die Phantasie zu verschleiern. Nur einem wahren Poeten wie Gottfried Keller ist es beschieden, das richtige, einfache, unverfälschte Wort dafür zu finden. Ohne Schonung weiht er uns in die Vorgänge seines eigenen Jugendlebens ein, und wer dadurch veranlasst wird, bei sich selbst Rückschau zu halten, dem ist's, als gelange er an der Hand eines kundigen Führers durch wild wucherndes Gestrüpp von überkommenen Phrasen, Selbsttäuschungen und schiefen Begriffen zu dem ungeahnten Aussichtspunkt eines befreiten Gewissens. Da folgen sich die Lebenswahrheiten in der zwingenden Folge der Begebenheiten selbst oder in Anlehnung an die Tatsachen bestimmt ausgesprochen. Die Heuchelei bei Reue und Erbarmen ist dem Grünen Hein-

rich fremd. Er vernimmt, dass der grimmigste Feind seiner Jugend von einem hohen Dach fiel und zerschmettert aufgefunden wurde. «Meine Gedanken waren und blieben ernst und dunkel; aber das innerste Herz, das sich nicht gebieten lässt, lachte auf und war froh. Wenn ich ihn leiden gesehen oder seinen Leichnam geschaut, so glaube ich zuversichtlich, dass mich Mitleid und Reue ergriffen hätten; doch das unsichtbare Wort, mein Feind sei mit einem Schlage nicht mehr, gab mir nur Versöhnung, aber die Versöhnung der Befriedigung und nicht des Schmerzes, der Rache und nicht der Liebe... Das Schonen und Aufrichten des gebeugten Gegners ist mehr Sache der allgemeinen Weltweisheit; das eigentliche Lieben aber des Feindes in voller Blüte und solange er uns Schaden zufügt, habe ich nirgends gesehen.»

Aus den Jugendjahren heraus durch die Anfechtungen und Wirrnisse des Lebens entwickeln sich die meisten Männergestalten in Gottfried Kellers Dichtungen zur Reife. Die Geschichten stellen Heilungen dar. Während in der ersten Fassung des «Grünen Heinrich» dem Helden das Herz bricht, weil er mit seinen Träumen an kein Ziel gelangt ist, lässt ihn die umgearbeitete Gestalt des Romans in der Beschränkung einer praktischen Lebensstellung die ersehnte Ruhe finden. So ist Pankraz der Schmoller durch die wilde Not des Lebens seine Grillenfängerei gründlich losgeworden, so wurde der Jüngste der Frau Regel Amrein erzogen. Aus dem verliebten Schulmeisterlein Wilhelm wurde ein tüchtiger Landwirt, aus dem romantisch angehauchten Schneidergesellen Wenzel Strapinski

ein berechnender, wohl hintersetzter Tuchhändler. Der unbehilfliche «Lumpazi» Jukundus war bereits ein solider Geschäftsmann geworden, als er das «verlorene Lachen» wieder gewann, und dem Herrn Jacques entflohen die Mücken aus dem jungen Gehirn, und er verzichtete freiwillig und endgültig darauf, ein Originalgenie zu werden. Und was endlich dem ehrlich wohlmeinenden Strebertum Martin Salanders nicht zuteil wird, ein offener, klarer Blick ins wirkliche Leben hinaus, das zeigt sich uns mit froher Zuversicht in der Prachtgestalt des heranwachsenden Sohnes, des jungen Arnold.

Denn Gottfried Keller glaubt an die Zukunft. Ihm ist die Welt nicht so schlecht, dass sie keiner Verbesserung fähig wäre; nein, die Welt kann immer wieder gut werden. Ein herzerfreuender Humor umtönt wundersam versöhnend und beruhigend den Gang der ernstesten Handlungen. Und wenn seine nichtsnutzigen Leute verkommen und verderben, so sind auch wieder rechte Menschen da, und wenn diese straucheln und irren, sie finden immer wieder ihren Weg. Zufriedenheit, Lebenslust und anregende Freude werden in uns lebendig, wenn uns der Dichter, der jeden so klaren Auges und mit unerbittlichem Urteil durchschaut, doch lächelnd darauf hinweist, wie «jedes» Unwesen noch mit einem goldenen Bändchen an die Menschlichkeit gebunden ist,» und wenn er umgekehrt in seinen Legenden uns die heiligen Gestalten deswegen so verehren lässt, weil sie so recht menschlich schön fühlen, reden und handeln. Ein glückliches Behagen ist die Stimmung, in der uns nach dem Lesen seine Werke entlassen.

